

Jeder braucht eine Heimat

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Das Wort Heimat gehört zu den schönsten der deutschen Sprache. Heimat ist, was in einem und um einen herum ist, das Prägende, emotional aufgeladen mit persönlicher Verbundenheit. Und wenn man mit etwas verbunden ist, dann lebt und leidet man mit, man setzt sich bestenfalls ein, es besser zu machen. Man gibt einen Teil von sich. Also mehr als die Herkunft. Und mehr als das Zuhause. Verstehen und verstanden werden, dies ist das Wesensmerkmal.

Alle Umfragen zeigen, dass der Begriff Heimat überwiegend positiv besetzt ist. Er wird mit Kindheit, Familie, Freunden und Geborgenheit verbunden. Soziale Bindung gibt uns Verhaltens-Sicherheit. Wir vertrauen denen, die wir kennen. Soziale Bindungen sind auch wichtig für die Gesundheit. »Ein funktionierendes soziales Netz ist eines der sichersten Mittel gegen Depression«, betont etwa Beate Mitzscherlich, die Professorin für Ethik im Gesundheitswesen an der Fachhochschule Zwickau. »Es ist zwar keine Garantie, dass psychische Einbrüche verhindert werden, aber es fängt am besten auf.« Das bezieht sich nicht nur auf die Psyche, sondern auch auf den Körper. Denn: Auch Heilungschancen bei schweren Krankheiten sind dann am besten, wenn Menschen da sind, die Halt und Kraft geben.

So kann denn auch bei langwierigen Krankheiten eine Klinik durchaus ein Zuhause sein, in dem man sich (meistens) sicher und wohl fühlt. Man ist von Menschen umgeben, die man immer besser kennenlernt und denen man vertraut. Und es ist ein Ort, an dem Freunde und Familienangehörige zu Besuch kommen und man Zeit miteinander verbringt.

Geborgenheit, Verständnis und Fürsorge – danach sehnen sich auch Flüchtlinge. Kommen sie aber gar nicht erst in der neuen Heimat an, weil sie nicht integriert werden oder die Sprache nicht lernen, bleiben sie zwischen den Welten hängen. Kein Wunder, dass dies zu psychischen Erkrankungen führen kann.

Heimat wird von vielen Wissenschaftlern und Psychologen als Basis von Identität gesehen. Man braucht einen Ort der Zugehörigkeit, um sich entwickeln zu können. Für uns alle muss es darum gehen, vom Heute ins Morgen zu schauen. In ihrer Selbstverständlichkeit muss Heimat nicht neu erfunden, aber neu bestimmt und erfüllt werden. Das geht nur mit Austausch und Verständigung.

Im Namen der Herausgeber
Ihr Falk Stirner



Sterben und Trauer als Teil des Lebens

Die Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen in Deutschland feiert ihren zehnten Jahrestag, coronabedingt mit einem Jahr Verspätung. Sie wurde 2010 von über 50 gesundheits- und gesellschaftspolitisch relevanten Institutionen und Organisationen verabschiedet. Aktuell sind es über 30.000 Organisationen und Institutionen sowie Einzelpersonen, die sich für die Charta einsetzen. Sterben, Tod und Trauer als Teil des Lebens zu begreifen, sie im gesellschaftlichen Bewusstsein zu verankern und für Menschen einzustehen, die aufgrund einer fortschreitenden, lebensbegrenzenden Erkrankung mit Sterben und Tod konfrontiert sind – dafür steht die Charta. Die fünf Leitsätze der Charta formulieren Aufgaben, Ziele und Handlungsbedarfe, um die Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen in Deutschland zu verbessern.

Der Mitinitiator der Charta, Prof. Dr. Raymond Voltz, Direktor des Zentrums für Palliativmedizin an der Uniklinik Köln und Mitherausgeber von »Leben&Tod«, hofft in einer Videobotschaft, »dass die Aufmerksamkeit, die das Jubiläum erfährt, dazu beiträgt, möglichst viele Menschen dazu zu bewegen, die Charta zu unterstützen«.

Prof. Dr. Raymond Voltz (Mit-Erfinder der Charta) erinnert sich an die Anfänge des Charta-Prozesses! ▶



10 Jahre
2010-2020
CHARTA zur Betreuung
schwerstkranker und sterbender
Menschen in Deutschland



{ KLAUS GERTOBERENS }

Foto: Christian Lue – unsplash.com

Patrioten und Nationalisten Hand in Hand

Mit Heimat assoziieren viele immer noch Gartenzwerge, Lodenmäntel und Vertreibung. Dabei steht der Begriff auch für Werte, die unser demokratisches Selbstverständnis ausmachen.

Aber es ist schwer, unbefangen über Heimat zu reden. Dabei strahlt Heimat Urvertrauen aus – das Urvertrauen, sicher und geborgen zu sein. Heimat ist der Fluchttort für Sehnsüchte nach Gemeinschaft, nach Zugehörigkeit und Gerechtigkeit. Es ist die Idee eines Raums, in dem ich Geborgenheit erfahre und Kontrolle über meine Lebensverhältnisse habe.

Doch ist der Begriff verklärt und verkitscht worden. Und er wurde verarbeitet zum Lockmittel der Deutschtümler. Aus einem der deutschesten der deutschen Wörter wurde ein ungutes, eines, das vor allem in den ranzigen und braunen Ecken der Gesellschaft zu Hause war. Es waren die Nazis, die mit ihrer mörderischen Ideologie dafür sorgten, dass der Begriff Heimat entwürdigt wurde. Auch aktuell werde Heimat wieder, schreibt der Philosoph Christian Schüle, »aufgerüstet zum politischen Kampfbegriff, der das Eigene gegen das Schicksal des Fremden verteidigt«. Rechtsextreme haben den Begriff gekapert, eine der schlimmsten Truppen nennt sich »Thüringer Heimatschutz«.

Bei der Diskussion über die Heimat ist man schnell beim Nationalismus, dem Patriotismus und auch der »Vaterlandsliebe«. Angeblich gibt es zwei Arten von Vaterlandsliebe. Auf der einen Seite stehen die konstruktiven Patrioten, die ihr Land lieben, ohne andere Nationen abzuwerten. Sie sind politisch aktiv und engagieren sich sozial. Auf der anderen Seite die Nationalisten, die ihr Land verherrlichen und alles Fremde missachten.

Diese Zweiteilung in Patrioten und Nationalisten ist politisch motiviert – sie dient dazu, Patriotismus als wünschenswerte Eigenschaft propagieren zu können. Eine empirische Basis für

Für die positive Entwicklung eines Gemeinwesens ist die demokratische Grundüberzeugung entscheidend

die Unterscheidung in Vorzeige- und Schmutzelbürger gibt es jedoch nicht. Nach Erkenntnissen des Sozialpsychologie-Professors Christopher Cohrs von der Universität Marburg lassen sich Menschen nicht in gute Patrioten und böse Nationalisten einteilen. Bürger, die sich stark mit ihrem Land identifizieren, seien anfällig für intolerantes und ausländerfeindliches Gedankengut: »Menschen mit patriotischen Einstellungen lehnen Nationalismus nicht ab. Vielmehr geht beides oft Hand in Hand.« So zeige sich in Umfragen, dass Patrioten zum Nationalismus neigen. Statistisch betrachtet hängen Patriotismus und Nationalismus also eng zusammen. Viele Patrioten sind schlicht und einfach auch Nationalisten.

Gemeinsinn kann eine aufrichtig empfundene Tugend sein, doch praktisch folgenlos bleiben, wenn es keine Möglichkeiten zur Teilhabe am Gemeinwesen gibt. Daher wird derjenige wichtige Grundlagen für eine bestandsfähige politische Kultur schaffen, der Heimatliebe mit Patriotismus verbindet und in der Heimat für ein gutes Gemeinwesen, im Vaterland aber für einen freiheitlichen, demokratischen Staat sorgt.

Für die positive Entwicklung eines Gemeinwesens ist es nämlich unwichtig, ob die Bürger patriotisch eingestellt sind oder nicht.

**HEIMAT UND VATERLAND
SIND ETWAS GRUNDSÄTZLICH
ANDERES.**

Johann Heinrich Pestalozzi

Heimat ist eine Sehnsucht und ein Bedürfnis. Doch der Begriff hat seine Unschuld verloren. Kann es eine Heimat geben, ohne andere auszuschließen? Ist Heimat ohne Ort möglich? Zeit für ein neues Heimat-Konzept

Wo und was ist Heimat für Menschen, die in unterschiedlichen Kulturkreisen gelebt haben und leben? Wie wirkt sich eine Demenz auf Heimatgefühle und Heimaterleben aus?

ZWISCHEN DEN WELTEN UND IN ZWISCHENWELTEN

{ GUDRUN PIECHOTTA-HENZE }



Olivia Dibelis/Erika
Feldhaus-Plumin/Gudrun
Piechotta-Henze (Hg.)
Lebenswelten von
Menschen mit
Migrationserfahrung
und Demenz,
Hogrefe Verlag, 2015,
24,95 Euro

Heimat kann als ein Ort oder geographischer Punkt interpretiert werden, an dem ein Mensch geboren wird, aufwächst, sozialisiert wird und seine Identität entwickelt. Heimat kann aber auch ein Gefühl von familiärer Gemeinschaft und Integrität sein. Im besten Fall ist Heimat ein sozialer Raum, der Sicherheit, Geborgenheit und Vertrauen vermittelt. Das wiederum hieße, Heimat ist nicht einzigartig, vielmehr sind Heimaten immer wieder und überall auf der Welt zu finden.

Aber ist das auch für Menschen, die einst migriert sind und im Alter von einer Demenzsymptomatik betroffen sind, möglich? Darüber habe ich mit Eva Keller* und Güven Asmacik gesprochen. Frau Keller begleitet mit Ehemann und Sohn die demenziell veränderte Schwiegermutter. Güven Asmacik ist in leitender Funktion beim Ambulanten Pflegedienst *aliacare* in Berlin tätig. *Aliacare* betreibt fünf Wohngemeinschaften für demenzbetroffene Menschen türkischer Herkunft.

Kriegs- und Nachkriegswirren – mit diesen beiden Begriffen rahmt Frau Keller die Erzählungen über das Leben und Heimaterleben ihrer Schwiegermutter ein. Es ist tatsächlich verwirrend, die generationenübergreifenden Lebenswelten und -orte zu verstehen. Mehrmals muss ich nachfragen. In gekürzter Fassung lässt sich die Migrationsgeschichte und das späte Ankommen von Agatha Keller, der deutschstämmigen Schwiegermutter aus der Ukraine, so darstellen:

1903 emigriert die Familie von Deutschland nach Russland. Die Männer verdienen als Ingenieure gut und die Familie hat ihr Auskommen. Etwa dreißig Jahre später, Hitler ist mittlerweile an der Macht und der Nationalsozialismus auf dem Vormarsch, kehren die Mitglieder der Familie als sogenannte Volksdeutsche ins »Deutsche Reich« zurück. 1942 wird Agatha geboren, ihr Vater stirbt kurze Zeit später: Die Mutter verliebt sich nach Kriegsende in einen sowjetischen Offizier – eine verbotene Liebe. Liebesbeziehungen und Ehen zwischen Deutschen und sowjetischen Militärangehörigen sind nicht erlaubt. Mit gefälschten Papieren reisen beide mit der kleinen Agatha Ende 1945 in die Ukraine. Hier wächst Agatha Keller auf. Sie spricht Russisch und mit der Mutter Deutsch. Aus Angst vor Sanktionen erzählt ihr die Mutter aber nicht den wahren Grund ihrer Deutschkenntnisse, vielmehr erklärt sie diese mit einer früheren Tätigkeit als Deutschlehrerin. Agatha wird erwachsen, heiratet und bekommt 1965 einen Sohn. »Doch sie hat kein gutes Leben«, erklärt die Schwiegertochter, denn ihr Ehemann ist Alkoholiker und zeitlebens beschimpft er sie etwa als »deutsche Schlampe« oder »Nazikind«. Erst nach dem Tod der Mutter findet sie Unterlagen, die diese Schimpfwörter erklärbar machen. Sie erfährt, dass sie in Deutschland geboren ist und ihre ersten drei Jahre hier gelebt hat.

Der Ehemann stirbt an den Folgen seines Alkoholismus. Immer wieder überlegt sie nun, ob sie mit ihrem Kind, das erwachsen wird, heiratet und ebenfalls einen Sohn bekommt, ausreisen soll. Der vage Gedanke nimmt Gestalt an, als eine Delegation aus Deutschland kommt und ihr Unterstützung bei der Wohnungssuche und den Behördengängen zusichert. 2005 ist es so weit: Sie besitzt einen deutschen Pass und mit 62 Jahren reist sie in ihren Geburtsort. Hier bekommt sie die versprochene Unterstützung seitens der Delegationsmitglieder. »Deutschland«, sagt Eva Keller, »ist für sie sofort Heimat geworden, was ich damals gar nicht verstehen konnte. Schließlich hatte sie ja gar keine Erinnerung mehr an die Stadt, an das Land. Aber sie hat sich von Anfang an zu Hause und in Sicherheit gefühlt. Besonders schön war für sie, dass Menschen hier in der Stadt noch ihre Eltern und sie als Baby kannten.«



Foto: braincity.berlin

Prof. Dr. Gudrun Piechotta-Henze (*1958) ist seit 2001 Professorin für Pflegewissenschaft in den Studiengängen »Gesundheits- und Pflegemanagement« sowie »Management und Qualitätsentwicklung im Gesundheitswesen« an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Ihre Karriere begann sie in den siebziger Jahren als Krankenschwester, bevor sie Soziologie studierte. piechotta@ash-berlin.eu